

Tim Corbett

## „Helf uns lieber Gott ...“

Zur Entdeckung eines einzigartigen Holocaustdenkmals am Wiener Zentralfriedhof

### Abstract

This essay recounts a journey of scholarly discovery in a brief and freely anecdotal form relating to a unique but hitherto almost completely unnoticed Holocaust memorial at Vienna's Central Cemetery – a rabbinical graveyard that is covered in 'petitions' by Viennese Jews from the period of the Shoah. The essay aims thereby not least of all to showcase the largely neglected and sometimes extremely difficult study of gravestones as historiographic sources. It offers a brief excursion into the Chassidic practice of leaving written petitions at rabbinical graves as an attempt to account for the origins of the 'graffiti' at this particular graveyard, aiming finally thereby to garner greater public attention for this unique Holocaust memorial as well as for the largely still unrealised potential of Vienna's Jewish cemeteries to serve as cultural and sociohistorical archives.

Noch zu Beginn meines Promotionsstudiums, als ich bereits entschieden hatte, zur Geschichte der Wiener jüdischen Friedhöfe zu dissertieren, vertiefte ich mich auch in meiner ‚Freizeit‘ in die jüdische Geschichte Wiens – so auch durch weniger akademische Quellen wie etwa Dokumentarfilme, die online leicht zugänglich waren und gerade abends, beispielsweise beim Kochen, einen im doppeldeutigen Sinne ‚hands-off‘-Zugang zur Erweiterung meines Allgemeinwissens boten. So geschah es an einem verregneten Frühlingsabend an meiner Alma Mater in Lancaster im Nordwesten Englands, dass neben mir gerade eine Folge von Guido Knopps inzwischen älteren, weithin bekannten und nicht unumstrittenen Serie *Hitlers Helfer* lief, nämlich *Eichmann. Der Vernichter* (1998). Plötzlich fesselte die Erzählung meine Aufmerksamkeit: „Wer bleibt, lebt weiter in Angst“, bekundet eine Stimme vor unheilvollen Tönen – eine dissonante Klaviermelodie begleitet von einem Cello. „Der jüdische Friedhof in Wien – Dokumente der Verzweiflung.“ Ich blicke zum Bildschirm: Die Kamera schweift über ein mit Bäumen umringtes Gräberfeld, alte Stelen ragen empor, von manchen bleibt wiederum nur der Sockel übrig. Das Bild blendet über in die Nahaufnahme von handgeschriebenen Zeilen: „... Frieden für uns Juden“, lese ich zuerst. Die nächste Zeile liest der Erzähler auch vor: „Helf [sic] uns lieber Gott ...“. Es erscheint ein Datum in gespenstisch archaischer Handschrift: „7/VIII 1938“ – der 7. August 1938. Dann eine Rückblende auf den Friedhof, das Bild geht über in Dunkelheit. Die gesamte Szene dauert gerade mal 18 Sekunden.<sup>1</sup>

Wie verlockend, doch frustrierend vage: Es gab also einen oder mehrere Grabsteine, auf denen verfolgte WienerInnen während der Shoah ihre Todesängste dokumentierten. Doch auf welchem Friedhof? Nur „der jüdische Friedhof in Wien“ wurde erwähnt, in Wien gibt es aber mehrere jüdische Friedhöfe. Aufgrund der ge-

<sup>1</sup> Guido Knopp, *Hitlers Helfer. Eichmann: Der Vernichter*, ZDF (1996–1998). Die Szene findet ungefähr in der Zeitspanne 12:22–12:40 statt.

zeigten Bilder sowie des historischen Kontextes bin ich davon ausgegangen, dass es sich um den jüngsten jüdischen Friedhof beim IV. Tor des Zentralfriedhofs handeln müsste, der seit 1917 Hauptfriedhof der Wiener jüdischen Gemeinde war und der während der Shoah zudem eine zentrale Rolle im Leben der zunehmend dezimierten jüdischen Bevölkerung spielte. Eine Stelle im Buch zur Serie von Guido Knopp lieferte etwas mehr Informationen:

„Bis heute sind die Spuren seiner [Eichmanns] Verfolgungsjagd sichtbar geblieben. Auf dem Grabstein eines Rabbiners auf dem Wiener Zentralfriedhof finden sich, deutlich lesbar, mit Bleistift gekritzelte Hilferufe – erschütternde Dokumente der Verzweiflung: ‚Bet‘ für uns, guter Rabbi. Der liebe Gott soll uns helfen und ein Wunder geschehen lassen.“<sup>2</sup>

Um welchen Rabbiner handelte es sich hier? Wo lag sein Grabstein? Wer hat diese verzweifelte Botschaften (mit Bleistift? vielleicht auch mit Kohlestift?) geschrieben, und wie haben diese gekritzelten Bittschriften so viele Jahrzehnte überdauern können – darüber hinaus offensichtlich in zahlreichen historiografischen Werken zu den jüdischen Friedhöfen sowie allgemein zur Shoah in Wien völlig unbeachtet? Woher hatte Knopp, ein deutscher Journalist, diese Information und wieso hat er nur so zurückhaltend darüber berichtet? In den Jahren danach hielt ich bei meinen vielen Besuchen am Wiener Zentralfriedhof, wo ich während meines Doktorats tausende Grabsteine dokumentiert hatte, stets Ausschau nach diesen ‚Graffiti‘ aus der Zeit der Shoah – doch vergeblich. In der fertiggestellten Dissertation zitierte ich dann lediglich die Buchversion von *Hitlers Helfer* mit ihren vagen Informationen.

Erst einige Jahre später, als ich tiefere Nachforschungen für meine Monographie über die Wiener jüdischen Friedhöfen betrieb, stieß ich in der Österreichischen Nationalbibliothek auf ein neues Indiz, wodurch es mir schließlich gelang, diesen Grabstein – eigentlich ein rabbinisches Grabhäuschen – ausfindig zu machen. Im Folgenden erzähle ich kurz und frei anekdotisch diese wissenschaftliche Entdeckungsreise nach, nicht zuletzt, um die weitgehend vernachlässigte und manchmal durchaus schwierige Erforschung von Grabsteinen als historiografische Quellen darzulegen. Danach biete ich einen kurzen Exkurs zur chassidischen Praxis der Bittschrift am Rabbinergrab als Versuch, die Entstehung der ‚Graffiti‘ an diesem spezifischen Grabhäuschen zu erörtern. Schließlich bezwecke ich damit, eine breitere Aufmerksamkeit auf dieses einzigartige Holocaustdenkmal am Wiener Zentralfriedhof zu lenken sowie auf das noch weitgehend unerschlossene Erkenntnispotential der Wiener jüdischen Friedhöfe als kulturelle und sozialhistorische Archive.

Als ich 2017 weiterführende Literatur in der Nationalbibliothek zur Wiener Sepulkralgeschichte suchte, stieß ich im Katalog auf ein polnischsprachiges Werk mit dem Titel *Lapidarium*.<sup>3</sup> Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um ein essayistisch angesetztes Werk über die ältere jüdische Abteilung beim I. Tor des Zentralfriedhofs. Der Verfasser, Andrzej Skrzypczak, ist Priester in der katholischen Pfarrkirche St. Lukas in der Anton-Steinböck-Gasse, die direkt hinter dem alten jüdischen Friedhof liegt. In knappen Kapiteln von jeweils nur ein paar Seiten wurden hier alle möglichen Facetten des Friedhofs beschrieben, frei wie sie dem Priester bei seinen Friedhofsbesuchen aufgefallen waren, so beispielsweise das Kapitel *Kamyki* (Steine), über die Grabsteine selbst sowie über den bekannten jüdischen Brauch, beim Besuch des Friedhofs kleine Steinchen auf dem Grabdenkmal zu hinterlassen, oder *Wulkan & Neubrunn* (S. 23-24) über die so genannte Steinmetzfirma, die vor

<sup>2</sup> Guido Knopp, *Hitlers Helfer*, München 1998, o.S, Kapitel: „Der Vernichter“.

<sup>3</sup> Andrzej Skrzypczak, *Lapidarium*, Krakau 2006.

der Shoah viele der Grabsteine für die jüdischen Friedhöfe Wiens anfertigte und deren Name noch überall auf den Grabdenkmälern zu finden ist.

Auffällig war das Buch ohnehin schon als Beispiel für die breite gesellschaftliche Rezeption der Wiener jüdischen Friedhöfe – eine von einem katholischen Priester in polnischer Sprache verfasste Sammlung von Eindrücken über einen jüdischen Friedhof. Als ich aber weiterblätterte und mich vorerst, da ich Polnisch nicht verstehe, auf die vielen Schwarzweißfotos konzentrierte, stockte mir auf einmal der Atem: In den Abbildungen zu einem Abschnitt mit dem Titel *Napisy* (S. 142-144) erschienen sie mir wieder, die gespenstischen Handschriften: „Lass bald Frieden für uns Juden kommen [...]“; „Behüte u. beschütze uns lieber Gott, lass uns alle beinander [sic], helfe uns.“ Mit Hilfe von Online-Übersetzungssoftware und mit viel Geduld fing ich gleich an, die dazugehörigen Passagen mühsam (und freilich nicht besonders elegant) zu transkribieren und zu übersetzen. Gleich lernte ich, dass *Napisy* so was wie „Aufschriften“ bedeutet. Bald verstand ich auch, dass sich das vorhergehende Kapitel (S. 140-141) schon auf diesen Grabstein bezog und nach dem hier bestatteten Rabbiner benannt war: Samuel Frommer. Nun wusste ich endlich seinen Namen und konnte ihn sofort in der Friedhofsdatenbank der Israelitischen Kultusgemeinde ausfindig machen: „Geburtsname: Frommer Samuel. Alter: 68. Gest.: 19.06.1911. Beerdigt: 21.06.1911. Sterbeort: Wien. Friedhof: Zentralfriedhof I. Tor. Gruppe 50, Reihe 52, Grab 3.“<sup>4</sup>

Andrzej Skrzypczak, der Verfasser von *Lapidarium*, hatte es nicht so einfach, da zur Zeit seiner Recherchen die Datenbank noch nicht online zugänglich war. „Das Grab ist das erste auf einem der wichtigsten Wege“, fing er an (hier mit Google Translate aus dem Polnischen schlecht übersetzt und mit etwas dichterischer Freiheit verschönert). „Es ist leicht zu finden aufgrund seines Erscheinungsbildes als Häuschen“, doch es ist nur ein kleines „Häuschen“: „Die Innenfläche dieses Hauses beträgt höchstens einen Quadratmeter.“ Skrzypczak war selbstverständlich „fasziniert“ von den gekritzelten Bittschriften auf der Marmortafel, die er im Inneren des Grabhäuschens erblickte, da aber die „Inscription auf dem Gewölbe“ ausschließlich hebräischsprachig war, konnte er den hier Bestatteten nicht namentlich identifizieren. Aufgrund der relativen Monumentalität des Denkmals schloss er aber richtig, dass es sich um einen Rabbiner handeln musste. Skrzypczak beschrieb dann den mühseligen Weg, auf dem er anhand des erhalten gebliebenen handschriftlichen Totenverzeichnisses der Friedhofsverwaltung der Kultusgemeinde seinen Rabbiner identifizierte – die Friedhofsverwaltung gab ihm nämlich gleich zu verstehen, dass in der Gruppe 50 über 160 Rabbiner begraben liegen. Schließlich gelang ihm aber die Identifikation aufgrund der Lage des Grabes, inklusive des Sterbeorts (und somit vermutlich auch des Wohnorts) des Rabbiners: „Das letzte Grab in der 52. Reihe.“ Laut Totenverzeichnis liegt hier „Szmuel Aron Frommer. [...] Und der Sterbeort: der zweite (jüdische) Bezirk Wiens, Nickelgasse 3.“<sup>5</sup>

Im Kapitel *Napisy* kam Skrzypczak ausführlicher auf die gekritzelten Bittschriften im Grabhäuschen des Rabbiners zurück: „Wie ich schon erwähnte, faszinierten mich die Aufschriften am Grab. So etwas fand ich nur am Grab dieses Rabbiners.“<sup>6</sup> Da hatte er wohl recht: Ich habe bis auf eine Ausnahme, auf die ich später zurückkomme, noch nie etwas Derartiges auf einem Grabstein in Wien entdeckt. Skrzypczak vermutete, die Verfasser hätten einen Kopierstift, also einen Stift mit un-

4 Friedhofs-Datenbank, online zugänglich und nach Namen und weitere Kriterien durchsuchbar: <https://secure.ikg-wien.at/Db/Fh/> (27. Juli 2019).

5 Skrzypczak, *Lapidarium*, 140-141. Diese und alle folgenden Übersetzungen ins Deutsche – wenn nicht anders angeführt – durch den Verfasser.

6 Skrzypczak, *Lapidarium*, 143.

löscharer Mine, verwendet (was angesichts ihrer Dauerhaftigkeit wohl eher zutrifft als Knopps Behauptung, die Bittschriften wären mit Bleistift geschrieben worden):

„Die ältesten Inschriften verblassten mit der Zeit und schafften Raum für die nächsten. Aufgrund des begrenzten Platzes wurden einige Texte vertikal oder diagonal aufgetragen. Sie sind größtenteils auf Deutsch verfasst, aber auch auf Jiddisch und Hebräisch. In den deutschen Texten sehe ich viele Rechtschreibfehler, aufgrund derer ich vermutete, dass die Verfasser diese Sprache nicht zu Hause benutzten. Nur einige Aufschriften sind in ihrer Gesamtheit klar und verständlich. Wahrscheinlich baten sie Rabbi Frommer um Fürsprache bei Gott.“<sup>7</sup>

Der Priester wusste offensichtlich nicht recht, wie solche Bitten um Fürsprache zu deuten waren und fragte sich infolge: „Ist es angebracht, sie zu lesen, und dürfen sie zitiert werden?“ Er bejahte seine eigene Frage, denn schließlich seien diese Aufschriften an einem öffentlichen Ort angebracht, und überhaupt sei das Schreiben an sich eine Form der Kommunikation: „Die Autoren der Aufschriften hätten nicht davon ausgehen können, dass nur ihr Rabbi sie lesen würde.“ Skrzypczak führte hier einige der interessantesten Beispiele an, auf die ich gleich zurückkommen werde. Er schloss mit dem Gedanken: „Ich hoffe, dass Rabbi Frommer die Inschriften auf seinem eigenen Grab gelesen hat und dass er, wo immer er jetzt nach seiner irdischen Tätigkeit ist, immer noch für seine Eigenen betet, für diejenigen, die ihn darum baten.“<sup>8</sup> Nebenbei gesagt war an anderer Stelle im *Lapidarium*, wie ich feststellte, auch der daneben gelegene Grabstein von Frommers Frau Hadassa abgebildet, die Tochter der Nicha Lea, gestorben am 13. Siwan 5681 (19. Juni 1921), die allerdings nicht in der Friedhofsdatenbank der Kultusgemeinde aufscheint – eine von tausenden hier bestatteten Personen, deren Name mit Ausnahme ihres Grabsteins dem historischen Gedächtnis entfallen sind.<sup>9</sup>



Abb. 1: Grabhäuschen des Rabbiners Samuel Frommer (1842/43–1911), Zentralfriedhof I. Tor, Gruppe 50, Reihe 52, Grabstelle 3. Rechts davor der Grabstein seiner 1921 verstorbenen Frau Hadassa. © Autor

7 Skrzypczak, *Lapidarium*, 143.

8 Skrzypczak, *Lapidarium*, 143-144.

9 Skrzypczak, *Lapidarium*, 20.



Als bald – im Sommer 2017 – machte ich mich am Zentralfriedhof auf die Suche nach dem Grab. An der südlichen Ecke der Gruppe 50, an der Kreuzung der Hauptwege (auf den meist nach Südwesten ausgerichteten Plänen des Zentralfriedhofs ist das die obere linke Ecke der Gruppe 50), fand ich dann tatsächlich das Grabhäuschen. Mir fiel sofort auf, dass ich das schlanke, aber doch in seiner Umgebung recht herausstechende Grabhäuschen mehrmals über die Jahre passiert hatte, aber niemals daran gedacht hatte, einen Blick hineinzuworfen – von mehr als Dutzend chassidischen Grabhäuschen in den jüdischen Abteilungen des Wiener Zentralfriedhofs ist dieses eines der kleinsten und unauffälligsten, genauso wie Samuel Frommer selbst ein vergleichsweise recht unbekannter Rabbiner war. Beim Grabhäuschen handelt es sich um eine nach Südosten ausgerichtete Miniatur eines Mausoleums, mit sechs Säulen und einem Giebeldach. Auf dem Architrav ist eine weiße Inschriftentafel angebracht, die auf Hebräisch verkündet: „Zeichen [hebräisch: *tzijun*, im Sinne „Grabdenkmal“] unseres Lehrers und großen Rabbiners, der Rabbiner Shmuel Aharon, sein seliges Andenken sei ein Segen, Frommer“. Diese recht formelhafte und eigentlich wenig aussagekräftige Inschrift ist charakteristisch für die Sprache der chassidischen Grabinschriften: Diese werden ausschließlich in hebräischer Sprache gehalten (manchmal auch mit aramäischen und jiddischen Einsprengseln); sie sind reduziert auf wenige, formelhafte rabbinische Ehrenbezeichnungen samt Patronymen (etwa „unser Lehrer und Rabbiner ... Sohn von ...“); sie nennen bloß synagogale Namen (hebräische Namen, die sich manchmal vom bürgerlichen Namen unterscheiden, wie hier Samuel/Shmuel, wobei in diesem Beispiel die gesonderte Nennung des bürgerlichen Familiennamens „Frommer“ schon eine Ausnahme bildet); und sie nennen ausschließlich Sterbedaten im jüdischen Kalender aber keine Geburtsdaten (das Geburtsjahr 1842 oder 1843 geht bei Frommer aus der Nennung seines Sterbealters in der Friedhofsdatenbank der Kultusgemeinde hervor).

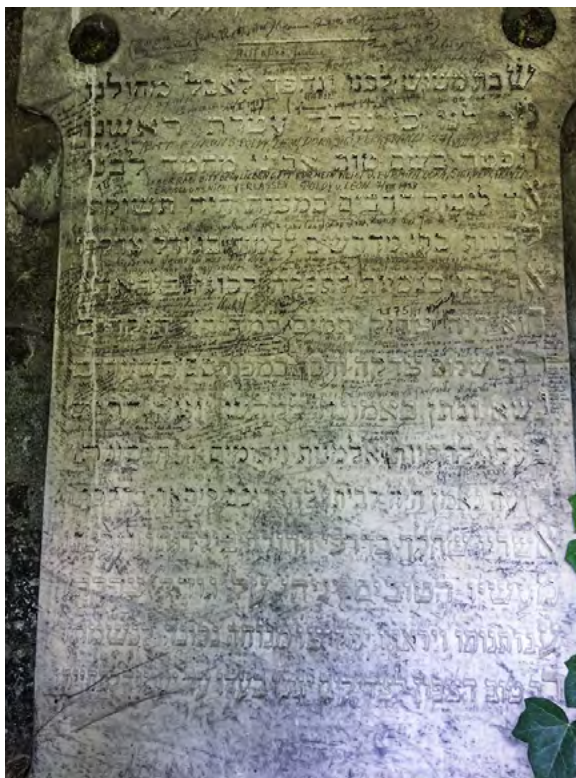


Abb. 2: Die mit Bittschriften übersäte Inschriftentafel aus weißem Marmor im Innenraum des Grabhäuschens. © Autor

Auf der Hinterwand des schmalen Innenraums, der tatsächlich kaum Platz für mehr als ein oder zwei Personen bietet, hängt eine Inschriftentafel aus weißem Marmor, der vorzüglich zur Anbringung der Bittschriften mit schwarzer Mine geeignet war. Diese Bittschriften reichen bis in die jüngste Zeit. Dieses Grabhäuschen dürfte folglich heute noch von religiösen Jüdinnen und Juden besucht werden. Doch die ältesten, ergreifendsten und aus historiografischer Sicht interessantesten dieser Schriften sind natürlich jene aus der NS-Zeit. Diese datieren bereits auf Juni 1938 zurück, also wenige Monate nach dem ‚Anschluß‘ Österreichs an das ‚Dritte Reich‘, und sind vielfach auch mit Vornamen unterschrieben. Aus Ton und Stil wie auch den grammatikalischen Unstimmigkeiten zu schließen, handelte es sich hier vorwiegend um jugendliche Bittsteller, und nicht wie Andrzej Skrzypczak vermutete um Menschen mit mangelnden Deutschkenntnissen. Dies geht auch eindeutig aus dem historischen Kontext hervor: Die jüdischen Teile des Zentralfriedhofs dienten nämlich schon bald nach dem ‚Anschluß‘ der auf einmal gesellschaftlich völlig ausgestoßenen jüdischen Bevölkerung Wiens, insbesondere der Jugend, als Erholungsgebiet, zeitweilig auch als Fluchtort und Versteck, vor allem ab 1941, als die Deportationen in den Osten begannen.<sup>10</sup> Diese hingekritzeltten Bittschriften an den Rabbiner sind demnach einzigartige in Stein verewigte Dokumentationen der Verzweiflung und Todesangst der Wiener Jüdinnen und Juden während der Shoah.

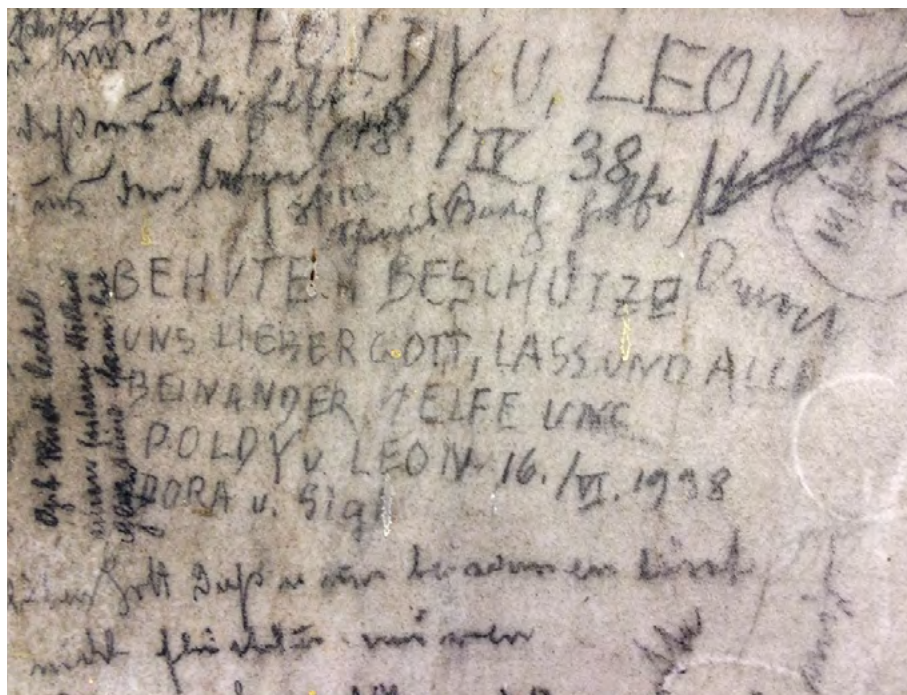


Abb. 3: Nahaufnahme einer Bittschrift vom 16. Juni 1938. © Autor

Der blanke Sockel ist mit Bittschriften übersät: „Behüte u. beschütze uns lieber Gott, lass uns alle beinander [sic], helfe [sic] uns. Poldy u. Leon 16. VI 1938, Dora u. Sigi“, steht beispielsweise auf der linken Oberseite des Sockels. An verschiedenen Stellen erscheint die gleiche Bitte: „Bete für uns! Poldy u. Leon“. Es sind oft dieselben Namen, die hier erscheinen, so: „Hilf uns! Dora, Sigi, Poldy, Leon, Peop, Franzi 14. VIII 1938“ und „Bitt [sic] für uns Poldy, Leon, Dora, Sigi, Pepi, Franzi 27. VIII

<sup>10</sup> Vgl. Dieter Hecht/Eleonore Lappin-Eppel/Michaela Raggam-Blesch, Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien, Wien 2015, insb. 308-321 sowie 515-516.

1938“. Des Weiteren finden sich auf der Inschriftentafel selbst zwischen den eingravierten Zeilen der hebräischsprachigen Grabinschrift Samuel Frommers folgende Bittschriften: „Bete für uns guter Rabi [sic] der I. [liebe] Gott soll uns helfen und ein Wunder geschehen lassen. Poldy u. Leon 7. VII 38“; „Lieber Rabi [sic] bitt [sic] beim lieben Gott für mein Weibi u. für mich Dora, Sigi, Pepi, Franz. Er soll uns nicht verlassen. Poldy u. Leon 7. VIII 1938“; sowie die von Guido Knopp verfilmte Zeile „Lass bald Frieden für uns Juden kommen“. An manchen Stellen stehen nur Namen und Daten, wie gewöhnliche Graffiti, wie sie überall in der Welt auf Denkmälern zu finden sind, jedoch hier mit geschichtsträchtigen Daten: „Trude, Paul, 1. 7. 38“; „Hermine, Paul 14. 3. 39“; „Trude, Paul, 2. 4. 39“. Auch finden sich hier Zeilen in hebräischer Kursivschrift, bei denen es mir aufgrund der Handschrift allerdings schwerfällt, sie zu entziffern.

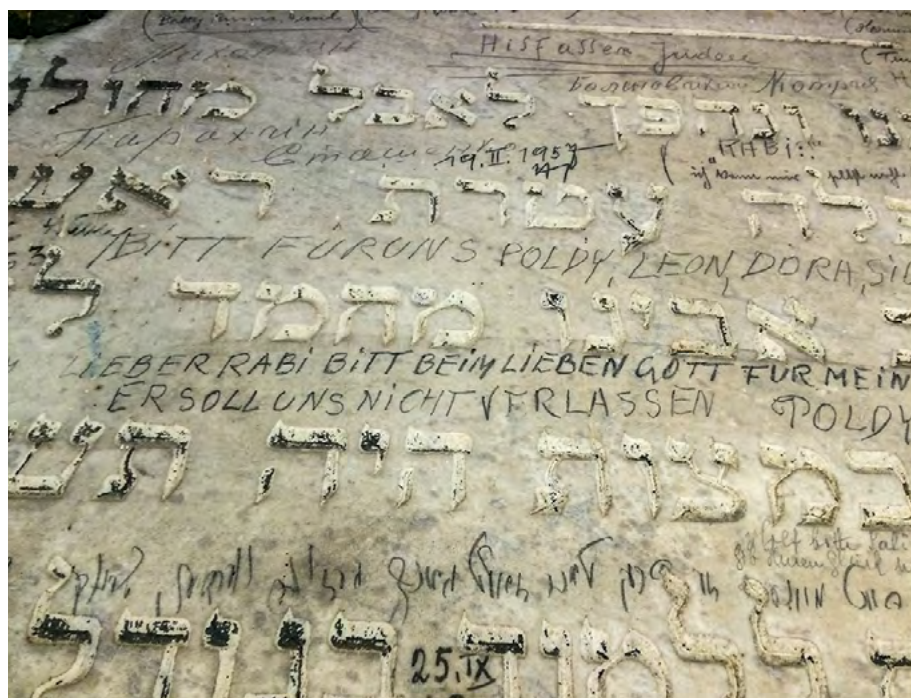


Abb. 4: Nahaufnahme der Inschriftentafel samt diverser Bittschriften. © Autor

Auch aus der Nachkriegszeit finden sich wiederholt solche Bittschriften oder wenigstens Signaturen, so beispielsweise vom 19. Oktober 1959, vom 2. Jänner 1966, vom 1. Jänner 1975, und so weiter. Eine ergreifende Bittschrift aus jüngster Zeit findet sich am Sockel unten links, der zwar nicht mehr Verfolgung und Todesängsten bekundet, sondern eine eher ‚klassische‘ Bittschrift – mehr dazu gleich – aus persönlicher Verzweiflung von einer religiösen Jüdin an den Rabbiner darstellt: „Wien, 31. 7. 2004, Rabbi, kümmere Dich bitte um meine beiden Kinder, Ruth (1991) und Philipp (2004) die durch Abtreibung ums Leben gekommen sind. Verzeihe mir meine Schuld!“ So erstaunlich dieses ‚Denkmal‘ mit den Bittschriften ist, die teilweise schon fast ein Jahrhundert von der Umwelt wie auch von der historischen Forschung größtenteils unbemerkt überdauert haben, fallen sie an manchen Stellen langsam der Verwitterung zum Opfer.

Der allgemeine Hintergrund zur religiösen und kulturellen Praxis von Bittschriften, die an den Grabstellen verstorbener Rabbiner hinterlassen werden, ist frei nachvollziehbar: Es handelt sich um eine Praxis, die zuerst im 19. Jahrhundert innerhalb des Chassidismus entstand, und die als Ausdruck des spezifisch chassidischen Glau-



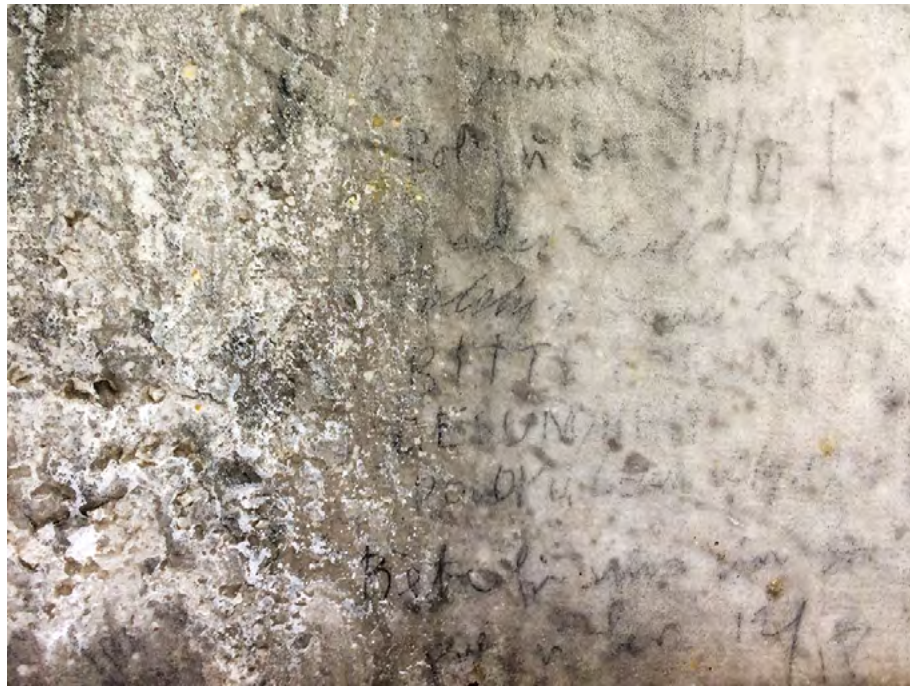


Abb. 5: Verwitterung der Inschriftentafel. © Autor

bens an die Autorität und die mystischen Kräfte des Rabbiners durch dessen jeweiligen Gefolgschaft zu verstehen ist. Im Folgenden skizziere ich die Entstehung und Bedeutung dieser chassidischen Praxis sowie die Verbreitung dieser ursprünglich osteuropäischen Bewegung innerhalb des Judentums nach Wien im frühen 20. Jahrhundert. Nach diesen kurzen Ausführungen wende ich mich wieder dem Mysterium des Grabhäuschens Samuel Frommers zu.

Der Chassidismus entwickelte sich im Kontext der modernen Orthodoxie um die sogenannten *tzadikim* (Gerechten), wie die chassidischen ‚Wunderrabbiner‘, Anhänger der jüdischen Mystik, zuerst bekannt waren. Geographisch beschränkte sich die Bewegung vorerst größtenteils auf das Gebiet der heutigen Ukraine, breitete sich jedoch mit der Zeit immer mehr aus und erreichte schließlich auch die Habsburgermonarchie, vornehmlich Galizien und die Bukowina. Bis in das 19. Jahrhundert hatte sich hieraus eine patriarchalisch-dynastische Nachfolgeregelung entwickelt, wonach bestimmte Familien über Generationen hinweg und in Konkurrenz zueinander von ihren ‚Höfen‘ aus – ihren Wohnsitzen samt Synagogen – nicht nur eine geistliche, sondern auch gewissermaßen eine weltliche Macht über ihre Anhängerschaft ausübten. Die Bezeichnung *chassidim* (sprichwörtlich: Fromme) wurde schnell zum Inbegriff für die Anhängerschaft, die von weit her zu ihren ‚Wunderrabbinern‘ an ihre Höfe pilgerten, um deren Rat zu suchen. Der Begriff *Wunderrabbiner* bezieht sich wiederum auf die magischen Kräfte, die diesen mystisch gelehrten Anführern nachgesagt werden: Sie gelten bis heute noch als „Vermittler zwischen ihren chassidim und Gott“.<sup>11</sup> Als Grundlage insbesondere der letzteren Anschauung wird eine Geschichte aus 2. Könige 13,20-21 zitiert, in der ein Toter wieder zum Leben erweckt wurde, als seine Leiche in Berührung mit den Gebeinen des Propheten Elisa kam. Aus diesem Glauben an die Heilkräfte und Vermittlerrolle der ‚Wunderrabbiner‘ entwickelte sich der chassidische Brauch, am Todestag einen *jom hillula* (Feiertag) am Grab des verstorbenen *tzadik* zu feiern, der sich vom sonst üblichen *jahrzeit*

<sup>11</sup> Vgl. David Biale et al., *Hasidism. A New History*, Princeton 2018, 1.



(Todestag) erstens durch Ausmaß und Feierlichkeit, aber wichtiger noch durch das Stattfinden am Friedhof unterscheidet. Hieraus entwickelte sich wiederum der Brauch, ein kleines Bauwerk – aus dem Hebräischen *ohel* (Zelt) genannt – über das Grab zu errichten, das bei jedem Wetter mehrere Leute, bestenfalls einen *minjan* (Quorum), unterbringen kann.<sup>12</sup>

David Assaf, einer der federführenden Historiker zum Chassidismus, behauptete, dass dieser spezifisch chassidische Brauch des Grabbesuchs

„die normative Einstellung gegenüber Gräbern und Grüften in der aschkenasisch-jüdischen Tradition bei Weitem übersteigert [...]. Vor der zweiten Generation der Chassidim [inmitten des 19. Jahrhunderts] gibt es keine Information zur Verehrung von Grüften in Europa – sogar nicht bei den ausgewiesenen Gelehrten der Tora oder der Kabbala.“<sup>13</sup>

Tatsächlich wurde dieser unter den Chassidim entstehende Brauch von breiten Teilen des Judentums zuerst verunglimpft.<sup>14</sup> Ein Eintrag in der *Jewish Encyclopedia* aus dem Jahre 1906 bemerkte beispielsweise noch, dass der Friedhof traditionell als „Objekt der Angst und des Aberglaubens“ fungierte, „da er als Bleibe von Geistern und Dämonen angesehen wurde“.<sup>15</sup> Interessanterweise verwies dieser Artikel dabei übrigens nicht nur auf Jesaja 65,4 – ein Paradebeispiel der rituellen Unreinheit sowie der Unheimlichkeit der Grabstätten im biblischen Judentum – sondern auch auf Matthäus 8,28, womit eine Verbindung zu einer vergleichbaren Ansicht im Christentum hergestellt wurde. Doch der Historiker Avriel Bar-Levav zitierte in seiner Arbeit zu jüdischen Friedhöfen wiederum verschiedene Stellen im Talmud, wo der Friedhof bereits vor dem Mittelalter „als Kommunikationsraum“ vorgeführt wurde, als „Ort, wo Information von der jenseitigen Welt erlangt werden kann“, ein Ort, der „als Verbindung“ dient „um Bitten an den Himmel weiterzuleiten“.<sup>16</sup> Auch der Historiker Simon Schwarzfuchs verwies auf die im Mittelalter übliche Praxis der Friedhofsbesuche für Bittgebete an die Toten, die sich der Lebenden wegen einsetzen sollten.<sup>17</sup>

Ob der Besuch von Gräbern zum Zwecke der Bittstellung an Gott nun als etablierter oder doch als abtrünniger Brauch im vormodernen Judentum zu betrachten ist: Unter dem Einfluss des Chassidismus erfuhren jüdische Friedhöfe jedenfalls in den letzten zwei Jahrhunderten eine allmähliche Umwertung von unreinen und unheimlichen Orten in „geweihte Erde“, wodurch sich „das Verhältnis von Judenheiten auf der gesamten Welt zu den Grabstellen der Toten“ nachhaltig wandelte. Freilich befestigte der chassidische Glaube, dass der Geist des *tzadik* „über das Grab schwebt“, zugleich die dynastische Legitimation und somit auch die weltliche Souveränität der Rabbinerfamilien.<sup>18</sup> Insofern spiegelt die Wallfahrt zu ihren Gräbern, die in den letzten zwei Jahrhunderten zunehmend zu einem allgemeinen Brauch anwuchs, den längst bestehenden Brauch der Wallfahrt zum ‚Hofe‘ des lebenden *tzadik*.

Verbunden mit dieser Wallfahrt entwickelte sich eben die Praxis, dem ‚Wunderrabbiner‘ als Art Bekenntnis seiner höchsten geistlichen Autorität seitens seiner An-

12 Vgl. David Assaf, *The Regal Way. The Life and Times of Rabbi Israel of Ruzhin*, Stanford 2002, 321-322.

13 Assaf, *The Regal Way*, 322.

14 Vgl. auch: Biale et al., *Hasidism*, 426-428.

15 Executive Committee of the Editorial Board/Kaufmann Kohler, *Cemetery*, in: *The Jewish Encyclopedia*, 1906, online zugänglich: <http://www.jewishencyclopedia.com/articles/4168-cemetery> (27. Juli 2019).

16 Avriel Bar-Levav, *We Are Where We Are Not. The Cemetery in Jewish Culture*, in: *Jewish Studies* 41 (2002), 27.

17 Simon Schwarzfuchs, *The Medieval Jewish Cemetery*, in: Karlheinz Müller/Simon Schwarzfuchs/Abraham Reiner (Hg.), *Die Grabsteine vom jüdischen Friedhof in Würzburg aus der Zeit vor dem Schwarzen Tod (1147–1346)*, Bd. 1, Würzburg 2011, 172-173.

18 Biale et al., *Hasidism*, 199-201.

hängerschaft kleine Zettel, sogenannte *kwitl*, zu überreichen. Mit der Zeit wandelten sich diese *kwitl* in eine Art Bittschrift für himmlische Intervention. Als sich der Brauch des Rabbinerbesuchs auch auf den Tod, also auf seine Grabstätte ausweitete, wuchs parallel der Brauch an, die *kwitl* auch am Grab zu hinterlassen: „Das *kwitl* galt als exklusiver Kommunikationskanal, der die absolute Loyalität des Chassiden gegenüber ‚seinem‘ *tzadik* ausdrückte sowie seine Überzeugung, dass nur sein *rebbe* [jiddisch: Rabbiner, häufig im Chassidismus verwendet] ihm helfen konnte“. An dieser Stelle muss betont werden, wie David Assaf auch feststellte, dass es sich beim Hinterlassen dieser *kwitl* um eine ausschließlich chassidische, dazu noch in der Moderne entstandene Praxis handelt und nicht, wie manchmal fälschlicherweise in der Literatur zur jüdischen Trauerkultur dargestellt wird, um eine allgemein orthodoxe oder insgesamt ‚jüdische‘, geschweige denn altüberlieferte Praxis.<sup>19</sup> Der chassidische Brauch des Grabbesuchs besteht heute noch, hat nach der Wende 1989/1990 in den ehemaligen Herkunftsländern des Chassidismus wie der Ukraine sogar erneut stark eingesetzt: Inzwischen pilgern aus der ganzen Welt alljährlich zehntausende Chassidim zu Rosh Hashana nach Uman zum wiederhergestellten Grab des Rabbi Nachman von Brazlaw, einem Nachkommen des Baal Shem Tow, der im Nachhinein als Begründer der chassidischen Bewegung stilisiert wurde.

Im Zuge der massiven Fluchtbewegung galizischer Jüdinnen und Juden während des Ersten Weltkriegs wanderten auch etliche chassidische Gemeinschaften in die österreichische Hauptstadt ein – Anhänger der osteuropäischen ‚Wunderrabbiner‘, von denen Dutzende infolge im Wien der Zwischenkriegszeit ihre ‚Höfe‘ betrieben. Viele von ihnen verstarben noch vor der Shoah in Wien und wurden somit am Zentralfriedhof begraben, was das Erscheinen von mehreren chassidischen *ohelim* (Grabhäuschen) erklärt. Diese *ohelim* bilden somit eine zutiefst eigenartige Kuriosität in der Wiener jüdischen Sepulkralkultur, ein Ausdruck einer spezifischen osteuropäisch-jüdischen Subkultur, die in Wien nicht beheimatet war, jedoch im Wien der Zwischenkriegszeit ein kurzlebiges Aufblühen erlebte, bevor auch diese in der Shoah weitgehend vernichtet wurde. Heute bilden auch die Wiener Grabhäuschen der im frühen 20. Jahrhundert eingewanderten ‚Wunderrabbiner‘ Pilgerstätten für international anreisende Chassidim sowie vermutlich inzwischen auch für einen breiteren Kreis orthodoxer Jüdinnen und Juden.

An dieser Stelle vertieft sich das Mysterium der Grabbesuche, die während der Shoah am *ohel* des Samuel Frommer an der alten jüdischen Abteilung beim I. Tor des Zentralfriedhofs stattfanden, denn im Vergleich zu vielen der am Zentralfriedhof bestatteten chassidischen Rabbiner ragt sein Name in der Erinnerung nicht heraus. Das wohl prominenteste chassidische *ohel* in Wien, das im neuen jüdischen Friedhof beim IV. Tor liegt, gehört dem bereits vor dem Ersten Weltkrieg nach Wien eingewanderten und 1933 dort verstorbenen ‚Wunderrabbiner‘ Israel von Czortkóv (Tschortkiw, Ukraine), einem Mitbegründer der transnationalen orthodoxen Vereinigung Agudat Israel und Nachfolger eines der bedeutendsten und weitest verzweigten chassidischen Dynastien, die auf den Rabbiner Israel von Ruzhin (Ruschyn, Ukraine) zurückgeht.<sup>20</sup> Bei seiner Beerdigung am 3. Dezember 1933 fanden sich tausende schwarz bekleidete orthodoxe Männer in der Leopoldstädter Heinestraße ein, wo sich sein ‚Hof‘ befand – ein beeindruckend selbstbewusstes Bekenntnis im öffen-

<sup>19</sup> Vgl. Assaf, *The Regal Way*, 310, 316–317.

<sup>20</sup> Vgl. Jacob Heshel, *The History of Hassidism in Austria*, in: Fraenkel, Josef (Hg.), *The Jews of Austria. Essays on Their Life, History and Destruction*, London 1967, 354, sowie allgemeiner: David Assaf, *Yisra'el of Ruzhin*, in: Gershon Hundert (Hg.), *The YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*, Bd. 2, New Haven 2008, 2087–2088.

tlichen Raum der inzwischen so beträchtlich gewachsenen chassidischen Subkultur Wiens in der Zwischenkriegszeit, und ein Bild, wie es der Publizist Joachim Riedl beschrieb, „wie man es heute höchstens aus den chassidischen Vierteln in Brooklyn oder aus Mea Sharim, der Hochburg der Orthodoxie in Jerusalem, zu kennen meint“.<sup>21</sup> Das *ohel* Israel Friedmanns, wie er mit bürgerlichem Namen hieß, befindet sich inmitten der „Schomre Schabbos Abteilung“, der Abteilung für „Fromme“ (also streng Orthodoxe) am Friedhof beim IV. Tor, in der Gruppe 21, Reihe 16, Grabstelle 30. In dieses *ohel*, in dessen Innenraum sich ein Sessel und Schränke für Gebetbücher befinden, stehen oft brennende Kerzen, was auf ein heute noch regelmäßiges Besuchen des ‚Wunderrabbiners‘ durch seine Anhängerschaft deutet. Auch wurden Betende bei diesem Grabhäuschen in bereits veröffentlichten Fotografien festgehalten.<sup>22</sup>

Wer aber war Samuel Frommer? Wieso wurde ausgerechnet sein Grabhäuschen – das so klein ist, dass es fast nicht als *ohel* bezeichnet werden kann – ein solcher Anziehungspunkt für verzweifelte Jüdinnen und Juden, um während der Shoah ihren Ängsten vor Verfolgung Ausdruck zu verleihen? Und wieso haben letztere ihre Bittschriften sozusagen auf Ewigkeit auf die Inschriftentafel selbst eingeschrieben, statt wie eher üblich in Form von papierenen *kwitl* zu hinterlassen? Wer waren überhaupt diese Menschen, die wiederholt auf der Inschriftentafel des Samuel Frommer ihre Namen verewigten? Wenigstens zur letzten Frage gibt es Indizien. In einem (für ihn typisch lakonischen) Eintrag in seinem Tagebuch vom 13. August 1941 schrieb der damals siebzehnjährige Kurt Mezei: „Nach 5 h [Uhr] gehe zu Bäck, wo Auto der Sucher-Partie mit Poldi, Sigi etc.“ – Poldi (Poldy) und Sigi zählen zu den meist genannten Namen, offensichtlich Kosenamen, die im *ohel* des Samuel Frommer erscheinen.<sup>23</sup> Kurt Mezei zählte zu ebenjenen oben erwähnten Jugendlichen, die über die Jahre der Shoah – gerade auch im August 1941 – viel Zeit am Zentralfriedhof verbrachten. Es liegt also nahe, dass sie, oder andere Jugendliche wie sie, die Urheber der handgeschriebenen Bittschriften am Grab des Rabbiners Samuel Frommer waren. Der Name „Franzi“ erinnert zudem an Franziska – Franzi – Danneberg-Löw, eine wohlbekannte Fürsorgerin der Kultusgemeinde, die eine prominente Rolle im jüdischen Gemeindeleben während der Shoah spielte, die allerdings zum Zeitpunkt dieser Schriften (frühestens um 1938) bereits über 20 Jahre alt war.

Doch diese Jugendlichen hielten sich nachweislich meist am Friedhof beim IV. Tor, nicht beim I. Tor auf. Wieso wären sie dann wiederholt zum Grabhäuschen des Samuel Frommer beim I. Tor gepilgert? Zudem war keine dieser Personen – wenn sie tatsächlich für diese Schriften verantwortlich waren – Mitglied der streng orthodoxen chassidischen Gemeinschaft. Ohne weitere Anhaltspunkte liegt es nahe, dass es sich hier um die Aneignung und Abänderung eines erkennbar chassidischen Brauchtums handelt, wodurch sich diese jüdischen Jugendlichen mit der Realität ihrer Verfolgung eben als Juden auseinandersetzten und ihre Todesängste unter diesen Umständen in bewusst religiöser Sprache kundtaten. Die frühesten Hinweise auf ihre Aufenthalte am Zentralfriedhof stammen aus dem Jahr 1940, es ist also durchaus möglich, dass sie sich schon früher am älteren Friedhof beim I. Tor aufhielten und dort, wo es nur ein paar chassidische *ohelim* gibt, fast zufällig auf das Grabhäuschen von Samuel Frommer stießen und eben dort begannen, ihre Ängste nach dem ‚Anschluß‘ kundzutun.

21 Joachim Riedl, *Jüdisches Wien*, Wien 2012, 78. Der Trauerzug ist fotografisch festgehalten auf Seite 79.

22 Werner Hanak (Hg.), *Heute in Wien. Fotografien zur jüdischen Gegenwart* von Harry Weber, Wien 1996, 158.

23 Tagebuch von Kurt Mezei, 3. Heft 13. August 1941–30. November 1941, Jüdisches Museum Wien, 4465.



Dann bleibt aber noch die brennende Frage: Wer war überhaupt Samuel Frommer? Über diesen Rabbiner fand ich bisher schlicht keine Information. Bietet mittlerweile das Internet ein ausgiebiges Reservoir an Informationen, sogar zu wenig bekannten Rabbinern, gerade auch chassidischen, so beispielsweise auf Wikipedia (vor allem, wenn man auf Hebräisch, Jiddisch bzw. Englisch sucht) oder wenigstens über Lebensdaten und Verwandtschaften auf genealogischen Webseiten wie [www.geni.com](http://www.geni.com), so findet sich bisher nichts über einen 1911 verstorbenen Samuel/Shmuel Aron/Aharon Frommer. Auch wird er nicht in der ebenfalls recht ausgiebigen Literatur erwähnt, weder zur Geschichte der Jüdinnen und Juden in Wien noch in der spezifischen Literatur zu Rabbinern in Wien bzw. im deutschsprachigen Raum.<sup>24</sup> Das deutet darauf hin, dass es sich hier um eine schon zu Lebzeiten recht unbekannte und inzwischen längst vergessene Figur handelt. Vom Totenverzeichnis der Friedhofsverwaltung der Kultusgemeinde wissen wir nur, dass er in der Nickelgasse im 2. Wiener Gemeindebezirk verstorben ist, somit vermutlich dort auch gelebt hat – angesichts der oft synonymhaften Gleichsetzung dieses Bezirks mit dem orthodoxen Milieu des Wiener Judentums kaum eine große Erkenntnis birgt.

Sogar das in Abb. 1 links von Frommers Grab sichtbare Grabhäuschen, das mit dem Stadtnamen „Kobrin“ (Kobryn, Weißrussland) auf der Außenwand bereits einen eindeutigen Verweis auf einer chassidischen Dynastie birgt, gehört einem offensichtlich bekannteren Rabbiner, nämlich, wie die hebräischsprachige Inschrift bekundet:

„der große Rabbiner Aharon Lewi, Sohn des heiligen Rabbiners, unser Lehrer und Rabbiner Noah Naftali, seligen Andenkens, aus Kobrin/Kobryn, Enkel des *admor* [Abkürzung von *adoneinu morenu werawinu*, „unser Herr, Lehrer und Rabbiner“], der *saba kadisha* [sprichwörtlich: „heiliger Großvater“], Rabbiner Moshe, seligen Andenkens, aus Kobrin/Kobryn, gestorben am 16. Cheshwan [5]670 [31. Oktober 1909]“.

Aharon Lewi war der Enkel des bekannten Rabbiners Moshe aus Kobryn, genannt *saba kadisha* (nicht zu verwechseln mit dem sephardischen Rabbiner Schlomo Elieser Alfandari aus Konstantinopel/Istanbul, der auch diese Ehrenbezeichnung trug). Moshe aus Kobryn war wiederum Nachfolger einer Reihe von Rabbinern, die ihre Linie bis auf den 1760 verstorbenen Baal Shem Tow zurückverfolgten. Es stellt sich damit also wieder die Frage: Wieso wurde nicht bei diesem Rabbiner um Fürsprache bei Gott gebeten – geschweige denn bei den vielen bei weitem berühmteren ‚Wunderrabbinern‘, die sonst am Wiener Zentralfriedhof begraben liegen? Auf diese Frage habe ich bisher keine Antwort, nur Vermutungen. Vielleicht werden wir die Antwort auch nie wissen: Es liegt im Wesen von Grabdenkmälern, dass sie wenig sagen und viel mehr verschweigen.

Als ich 2017 online nach Samuel Frommer suchte, erhielt ich lediglich einen relevanten Treffer, und zwar auf dem Blog *In alten und neuen Städten* von einem Philipp Eichhoff, sesshaft in Gdańsk/Danzig, der über nicht mehr und nicht weniger als folgende drei Themen referiert: tschechoslowakische Bahnhöfe, Johannes von Nepomuk und Erkundungen auf Friedhöfen. Wozu dienen diese Beiträge? Als „Anregungen, das, was einen umgibt, wirklich zu sehen“. Der entsprechende Beitrag vom 18. April 2017 heißt „Das Grab des Rabbis Samuel Aron Frommer“ und in den Fotos erkennt man sie sofort: Die Bittschriften von hoffnungslosen Menschen

<sup>24</sup> Vgl. z. B.: Peter Landesmann, Rabbiner aus Wien. Ihre Ausbildung, ihre religiösen und nationalen Konflikte, Wien 1997, und Michael Brocke/Julius Carlebach (Hg.), Biographisches Handbuch der Rabbiner. Teil 2. Die Rabbiner im Deutschen Reich 1871–1945, München 2009.

nach Einbruch der Naziherrschaft in Österreich.<sup>25</sup> Auch der Autor des Blogs beklagt:

„Informationen finden sich darüber wenigstens im Internet keine. Ein unkommentiertes Bild bei Flickr, eine Erwähnung in einem jiddischsprachigen Forum, der Hinweis, daß Samuel Arons Sohn Simon im Jahre 1907 in der türkisch-israelitischen Gemeinde Wiens heiratete, das ist alles. Wer Frommer war, woher er stammte, das läßt sich nicht mehr herausfinden. Dem steht die Verehrung gegenüber, die er laut der Inschriften bei seinen Anhängern genoß. Man kann also nur spekulieren: Er war Oberhaupt einer chassidischen Dynastie, einer derjenigen, die Roth [gemeint ist Joseph Roth] Wunderrabbis nennt. Er stammte aus dem Osten, aus Galizien, der Ukraine oder Litauen, war aber seit vor 1907 in Wien, vermutlich in der jüdisch geprägten Leopoldstadt. Während manche chassidische Dynastien die Vernichtung durch die Deutschen überstanden und in den USA oder Israel weiterbestehen, am bekanntesten wohl die Chabad, bleibt von der des Rabbiner Samuel Aron Frommer offenbar nur dieses Grab. So erzählt es indirekt auch von der Vernichtung.“

Faszinierend an dieser Geschichte, die der Verfasser folgerichtig ausgeführt hat, ist die Tatsache, dass auch er, wie Andrzej Skrzypczak, „durch Zufall“ auf das Grab gestoßen war – und das genau zu der Zeit, wo ich selbst aktiv danach suchte. Eichhoff erläuterte, wie es zu diesem Fund kam:

„Frommers Grab war für mich dadurch auffällig, daß es so groß und zugleich nur hebräisch beschriftet ist. Aber ich war schon kurz davor, wegzugehen, als ich doch noch reingeschaut habe und dann all die Aufschriften auf dem eigentlichen Grabstein entdeckt habe. Es war ein Gefühl, wie es Archäologen haben müssen. Erst konnte ich einfach nicht glauben, daß ich da lese, was Wiener Juden in den Dreißigern geschrieben hatten. Es fühlte sich so völlig unwahrscheinlich, unwirklich an. Nach und nach wurde ich mir bewußt, daß ich da auf einen ganz besonderen Ort gestoßen war. Umso überraschter war ich dann später, daß ich dazu im Internet nichts finden konnte [...]. Offenbar kennt das Grab einfach niemand.“<sup>26</sup>

Die Identität Samuel Frommers – also wenigstens weitere Eckdaten, Adressen, Verwandtschaften, vielleicht auch Tätigkeiten bzw. Orte dieser – könnten freilich im Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde ausfindig gemacht werden, vor allem wenn er in irgendeiner Funktion für die Kultusgemeinde tätig war, oder mindestens irgendwelche Subventionen aus der Gemeinde bezogen hatte, was selbst bei kleinen unabhängigen Betrieben oft der Fall war.<sup>27</sup> Auch die Identität, wenigstens die vollen Namen, seiner Bittsteller aus der Zeit der Shoah könnten mit etwas Mühe und Geduld anhand der Matrikeln bzw. anderer zeitgenössischen Quellen der Kultusgemeinde eruiert werden. Doch schließlich ist das Mysterium an sich, jedenfalls meiner Meinung nach, interessanter: Wieso haben Jugendliche, die vermutlich nicht Chassiden, vielleicht gar nicht orthodox waren, die Inschriftentafel eines offensichtlich marginalen chassidischen Rabbiners mit Bittschriften übersät? War das eine bewusste Abwandlung eines weit verbreiteten und als solchen erkennbaren chassidischen Brauchs?

25 Philipp Eichhoff, Erkundungen auf Friedhöfen. Das Grab des Rabbiner Samuel Aron Frommer, <https://inalten-undneuenstaedten.wordpress.com/2017/04/18/erkundungen-auf-friedhofen-das-grab-des-rabbiner-samuel-aron-frommer/> (27. Juli 2019).

26 Korrespondenz zwischen Philipp Eichhoff und Tim Corbett vom 23. Juli 2017.

27 Vgl. zu orthodoxen Vereinen im Wien der Zwischenkriegszeit Harriet Freidenreich, *Jewish Politics in Vienna 1918–1938*, Bloomington 1991, insb. 119–121.

In der Tat sind solche ‚Graffiti‘ auf einem Wiener jüdischen Grabstein nicht einzigartig: Vor einigen Jahren veröffentlichte ich einen Artikel über den ursprünglichen, heute noch erhaltenen Grabstein Theodor Herzls am Döblinger Friedhof im 19. Wiener Gemeindebezirk.<sup>28</sup> Die Rückseite des Grabes ist übersät mit eingeritzten, zumeist hebräischsprachigen ‚Graffiti‘ von zionistischen Pilgern, die bis in die 1920er-Jahre zurückreichen. So aufregend dieser Fund war, so erklärt sich doch die Anziehungskraft dieses Grabsteins durch die herausragende Prominenz Theodor Herzls als Gründungsvater der zionistischen Bewegung. Auch da muss ich übrigens anmerken, dass ich nicht von alleine auf diese ‚Graffiti‘ gekommen bin: Nach einem Quellenseminar 2015 am Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI), in dem ich das Rätsel unter Anderem bezüglich des bis heute unbekanntes Architekten dieses prominenten Grabdenkmals diskutierte, hatte Béla Rásky bei einem zufälligen Besuch am Döblinger Friedhof den Geistesblitz, einen Blick in den dunklen Spalt zwischen dem Grabstein und den Friedhofszaun zu werfen – einen Architektennamen fand er dort nicht, wohl aber die ‚Graffiti‘, die die Instandsetzungswut der Friedhöfe Wien GmbH oder der Kultusgemeinde überlebt hatten, da, wie sich in darauffolgenden Recherchen herausstellte, ähnliche ‚Graffiti‘ auf der Vorderseite bei Instandsetzungsarbeiten Jahre zuvor ‚vernichtet‘ wurden.

Das Bindeglied dieser Geschichten ist jedenfalls das reiche Erkenntnispotenzial, das in einzelnen Grabsteinen sowie insgesamt in den erhaltenen jüdischen Friedhöfen Wiens verborgen ist. So bildet das Grabhäuschen des 1911 verstorbenen Rabbiner Samuel Frommer ein einzigartiges Holocaustdenkmal in Wien – ein Denkmal, das erstaunlicherweise über so viele Jahrzehnte frei zugänglich in der Öffentlichkeit stand und dennoch verborgen und unbeachtet blieb, selbst in den inzwischen vielzähligen historischen Studien, die zu den Wiener jüdischen Friedhöfen sowie zur Geschichte der Shoah verfasst wurden. Bisher wurde es nur von einem deutschen Journalisten, einem polnischen Priester und einem deutschen Blogger bemerkt, von denen keiner direkt etwas mit den Wiener jüdischen Friedhöfen zu tun hatte.<sup>29</sup> Dieser seltsame Fall, sowie dessen Nichtbeachtung durch mehrere Generationen Wiener HistorikerInnen, erinnert mich an ein Zitat von Friedrich Schiller, das mein Doktorvater Thomas Rohkrämer gerne und öfters zitierte, wenn wir uns über urbane Erinnerungsorte unterhielten: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Es war in diesem Beitrag meine Absicht, dieses einzigartige, faszinierende und doch bisher unbeachtete Wiener Holocaustdenkmal einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Es lohnt sich, dem alten jüdischen Friedhof beim I. Tor am Zentralfriedhof einen Besuch abzustatten: So könnte man auch gleich für einen Moment bei Rabbiner Samuel Frommer eintreten und sich diese verzweifelten Hilferufe unter die Haut gehen lassen. Vielleicht sollte man versuchen diesen Grabstein dauerhaft zu erhalten – das geht aber leider über meine Möglichkeiten als Historiker hinaus, ich kann nur davon berichten. Doch habe ich hier wenigstens versucht, diese eigentümliche ‚Quelle‘ kulturhistorisch zu dokumentieren. Dadurch möchte ich auch die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf historische Friedhöfe und Grabsteine lenken, die ein reiches, aber bis dato weitgehend unbeachtetes Archiv von persönlichen, ge-

28 Tim Corbett, „Was ich den Juden war, wird eine kommende Zeit besser beurteilen ...“. Myth and Memory at Theodor Herzl's Original Gravesite in Vienna, in: S:I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. Documentation. 3 (2016) 1.

29 Beim Schreiben dieses Essays fiel mir übrigens auf, dass ganz zum Schluss der entsprechenden Szene von „Hitlers Helfer“, als das Bild schon in Dunkelheit verschwimmt, das Grabhäuschen links im Hintergrund zu sehen ist. Ohne die Vorkenntnis, wo und was das ist, wäre dies keine Hilfe bei der Suche nach den Bittschriften.



meinschaftlichen und soziokulturellen Geschichten im öffentlichen Raum sind. Es ist das Los der allermeisten Verstorbenen, bald aus der Geschichtserinnerung zu verschwinden – eine Tatsache, die durch einen Genozid, wie es an der Wiener jüdischen Bevölkerung während der Shoah verübt wurde, nochmal zutiefst verschärft wird. Grabsteine bilden somit wertvolle kulturelle und sozialhistorische Quellen, deren Erforschung allerdings oft so viele Fragen aufwirft, wie sie Einsichten bietet. Bilden die jüdischen Friedhöfe Wiens als urbane und jüdisch-gemeinschaftliche Räume längst Objekte regen wissenschaftlichen sowie öffentlichen Interesses, so wurden ihre hunderttausend Grabsteine bis dato noch nie kultur- und sozialhistorisch bewertet. Wie das Grabhäuschen des Samuel Frommer zeigt, gibt es hier noch unzählige Geschichten, die an diesen stillen, baumumringten Orten auf Entdeckung warten.<sup>30</sup>

---

<sup>30</sup> Ich danke Susanne Korbelt und Marianne Windsperger für ihre hilfreichen Kommentare zum Inhalt sowie ihre sprachlichen Anmerkungen zum Text.

Tim Corbett  
Historian, Independent Scholar  
[tim\\_corbett@hotmail.co.uk](mailto:tim_corbett@hotmail.co.uk)

Quotation: Tim Corbett, „Helf uns lieber Gott ...“. Zur Entdeckung eines einzigartigen Holocaustdenkmals am Wiener Zentralfriedhof, in S:I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. Documentation. 6 (2019) 2, 129-144. DOI: 10.23777/SN0219/ESS\_TCOR01

[https://doi.org/10.23777/SN0219/ESS\\_TCOR01](https://doi.org/10.23777/SN0219/ESS_TCOR01)

Essay

Copy Editor:  
Marianne Windsperger

**S:I.M.O.N.– Shoah: Intervention. Methods. DocumentatiON.**  
is the semi-annual open access e-journal of the Vienna Wiesenthal Institute for  
Holocaust Studies (VWI) in English and German.

ISSN 2408-9192

6 (2019) 2  
DOI: 10.23777/SN.0219

This article is licensed under the following Creative Commons License: CC-BY-NC-ND  
(Attribution-Non Commercial-No Derivatives)

The Vienna Wiesenthal Institute for Holocaust Studies (VWI) is funded by:

 Federal Ministry  
Education, Science  
and Research



 Federal Chancellery